Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 166 (1987)

Artikel: Der Basler Lällenkönig, seine Nachbarn, Freunde und Verwandten
Autor: Spycher, Albert
Kapitel: Von unflätigeren Gebärden ganz zu schweigen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007004

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von unflätigeren Gebärden ganz zu schweigen

In der Gebärdensprache ist das Herausstrecken der Zunge nur eine von vielen Möglichkeiten, mehr oder weniger bewusst Spott und Verachtung, Abscheu, Abwehr und anderes mehr auszudrücken. So gehört seit jeher etwa neben dem Spiel der Augen und Hände, bitteschön, auch das Zeigen des Hintern und der Genitalien[77] dazu. Man denke an Striptease, ans Schwimmbad, an Produkte sexbetonter Sport- und Alltagsmode, an den Aushang der Zeitungskioske und Kinos, ja sogar an berühmte Werke der bildenden Kunst.

Das Weisen des «blanken Spiegels» hat in der Geschichte der Völker aber noch viel mannigfaltigere Bedeutungen. Burchard von Worms berichtete im Mittelalter, «dass Frauen Liebeszauber übten, indem sie, kniend, auf dem nackten Hintern sich Teig kneten liessen und von dem daraus gebackenen Brote dem begehrten Manne zu essen gaben».[78] «Um die Mitternachtsstunde stellt sich das Mädchen nackt auf den Herd und sieht durch die Beine in den Schornstein oder ins Ofenloch, dort erblickt sie den ihr bestimmten Bräutigam.»[79] Dem Entblössen des Allerwertesten wurde auch Bann- und Abwehrkraft beigemessen. Beispielsweise schützte es vor dem bösen Blick und vor schwärmenden Bienen.[80] «Das Hinterteil zeigten italienische Schiffer dem ungünstigen

Signet der Götz von Berlichingen-Academie in Tübingen.

Winde, weil der Wind immer guten und bösen Wesen der höheren Welt zugeschrieben worden ist.»[81] Bei E.L. Rochholz ist nachzulesen: «Ein gefürchteter Wirbelwind im Walliser Dorf Salvan, im Zehnten St-Maurice, heisst Feullaton; man legt ihm den Blossen, dann muss er einen verschonen.»[82] Mehrfach belegt ist auch, dass in Kriegszeiten Frauen den Feind vertrieben, indem sie ihn mit hochgehobenen Röcken erschreckten.[83]

«Unten ohne» spielte sogar im Rechtsbrauch eine Rolle. In zahlreichen italienischen Städten war es früher gebräuchlich, dass zahlungsunfähige Schuldner vor versammeltem Volke ihre Sitzfläche naturnah auf einen Stein (lastra) aufstossen mussten. Sie kündigten damit eine «cessio bonorum» an, eine Vermögensabtretung, die sie, wohl als Entgelt für die erlittene Schmach, von jedem persönlichen Zwang befreite. Auf dem Mercato Nuovo in Florenz konnte demnach aller Schulden ledig werden, wer sich öffentlich durch «batter il culo sul lastrone» bankrott erklärte. Der in die römische Kaiserzeit zurückgehende Brauch wanderte aus Sizilien durch den Stiefel Italiens nach Frankreich, zum Oberrhein und nach Holland hinauf. Mit dieser seltsamen Sitte wird auch der «Blecker», Wahrzeichen des Odenwaldstädtchens Buchen, in Verbindung gebracht. Andere Quellen wollen den Blecker mittelalterlichen Schreck- und Spukgestalten zuordnen. Die Volkssage jedoch machte daraus ein Wohlstandssymbol des reichen «Talerstädtchens», ähnlich dem Goslarer «Dukatenmännchen».[84] Ein solcher Blecker findet sich auch als Wasserspeier am Münster zu Freiburg i.Br. (Abb. 51). Das elsässische Bergheim kennen wir schon durch seine Neidköpfe am verschwundenen Untertor. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts barg das Obere oder Rappoltsweiler Tor eine figürliche Darstellung in der Art des Bleckers – das «Männlein von Bergheim». Dieses soll dem Betrachter den Podex zugekehrt und mit der Hand eine verfängliche Handbewegung angedeutet haben. Mit seiner Gebärde versinnbildlichte es sowohl die Abwehr des Bösen als auch ein früheres Asylrecht der Stadt. So mussten im Mittelalter die Häscher eines nach bergheimischen Rechtsvorstellungen asylwürdigen Delinquenten vor dem Stadttor und dem besagten Männlein Kehrt machen. Der uralte Rechts- und Volksbrauch sah nichts Unflätiges in der Körperhaltung des Bergheimer Wahrzeichens. Erst in neuerer Zeit entstanden der Ausdruck «Lack-mi» für das Männchen und die Redewendung, jemandem «den Bergheimer Helgen zeigen».[85]

Auf S. 50 haben wir von einem Neidkopf am verschwundenen Solothurner Berntor berichtet. Der Schlussstein des bernwärts weisenden Torbogens bildete ein Doppelbossen, der im Volksmund als «Füdli» bezeichnet wurde und der in seiner apotropäischen Wirkung dem Buchener Blecker und dem Bergheimer Männlein kaum nachgestanden sein dürfte (siehe Abb. 13).

Auch die Stadt Basel hat ein paar «rückwärtige Ansichten» vorzuweisen. Da wäre der «Konsolenscheisser» vom Rathaus, eine Skulptur in der Manier des Bergheimer Männleins, die im Historischen Museum aufbewahrt wird, zu nennen. Sie steht nicht allein da: Der Autor dieses Buches erinnert sich an einen Museumsbesuch während

Abb. 51 Gotischer Wasserspeier am Münster zu Freiburg i.Br.

seiner Schulzeit. «Dinge-Dinge», der bereits erwähnte unvergessliche Denkmalpfleger Dr. Rudolf Riggenbach, zeigte der Klasse im Stadt- und Münstermuseum eine kleine, vom Holzwurm arg zerfressene Statuette aus dem mittelalterlichen Münster-Chorgestühl. Jene, die ihre Nase zuvorderst hatten, erkannten bald, dass die Figur einen jungen Mann in unmissverständlicher Hocke darstellt. Das Grinsen der Bubenschar verwandelte sich in helles Gelächter, als sich Riggenbach vernehmen liess: «Dinge-Dinge, hehe, y glaub, dä schysst!» (Abb. 52).

Aus neuerer Zeit stammt, etwas abseits vom lebhaften Spalenbergverkehr, der «Fassade-Glätterer» vom Trillengässlein. Tag und Nacht versucht eine männliche Gestalt, das Haus Nr. 2 zu erklimmen, und imponiert dabei mit ihrer strammen Rückenpartie. -minu erzählt über den Kletterspezialisten folgende hübsche Geschichte: «Einst soll im früheren Haus eine wunderschöne Baslerin gewohnt haben. Sie war verheiratet mit einem reichen, aber teuflisch eifersüchtigen Mann. Mitunter empfing die Schöne in ihrem Zimmer Besuch. Die jungen Burschen kletterten über die Fassade – waren eben Fassadenkletterer. Und siehe da: der Mann bekam Wind von der bösen Sache, schlich sich eines Abends ins Zimmer der Frau, löschte das Licht und erwartete den Jüngling am Fenster. Dieser soll vor Schreck zu Stein erstarrt sein. Deshalb auch diese kleine Erinnerung am Schnabel-Haus. Wie gesagt – alles einem

Abb. 52 Auch er zierte einst das gotische Häuptergestühl des Basler Münsters (Stadt- und Münstermuseum, Kleines Klingental).

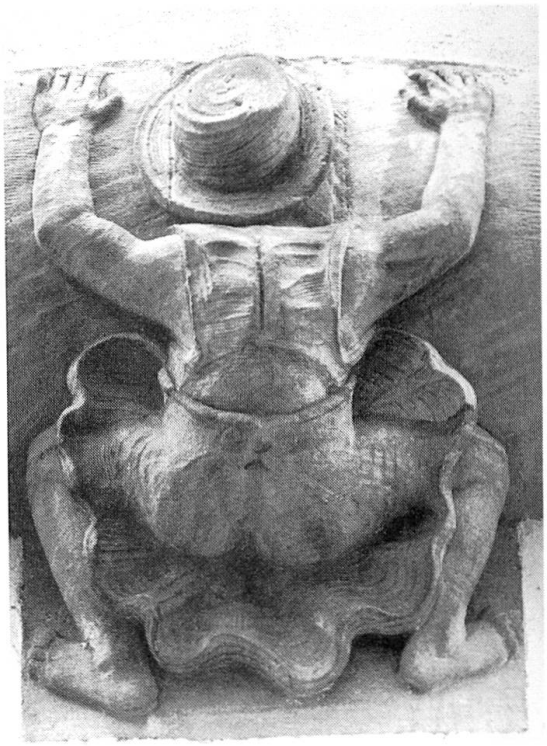

Abb. 53 Der Fassadenkletterer von der Schnabelgasse.

‹on dit› zufolge... Doch wer drei Flaschen vom Roten gesürpfelt hat, dem klettert das Fassadenmännlein derart zu Kopf, dass er die Geschichte gerne glaubt»[86] (Abb. 53).

Heute würden jene mittelalterlichen Gebärden mit dem Po von zivilisierten Menschen nicht mehr als magische Abwehr aufgefasst, vielmehr als beleidigender Affront, wenn nicht sogar als strafbare Handlung. Eine Ausnahme machte vor Zeiten ein beleibter Basler Handwerksmeister, der sich manche Derbheit gefallen lassen musste, wenn er nach Feierabend zum Fenster hinausschaute. Unwirsch soll er sich einmal seitenverkehrt im Fensterrahmen präsentiert haben – und ehrerbietig gegrüsst worden sein. Ältere Fussballfreunde erinnern sich an einen Spieler, der seinem Ärger buchstäblich Luft machte, indem er an den Hosenbund griff und dem schockierten Publikum sein anderes Gesicht zu erkennen gab. Männiglich verstand jene Geste nach landläufiger Volksmeinung und nicht nach den Interpretationen des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens. Sie war so deutlich, wie in der guten alten Zeit des «Dampfradios» die verbale Aufforderung eines beliebten Radiosprechers beim spätabendlichen Sendeschluss. Der Unglücksrabe soll das Pech gehabt haben, mit seinem Aufruf noch «auf dem Sender» gewesen zu sein. Ältere Basler erinnern sich

noch an andere Begebenheiten: In Sichtweite des Lällenkönigs wurde ein einfacher Mann zum stadtbekannten Original – Edi Matter, von 1940 an Strassenverkäufer der «National-Zeitung» am Aufgang zum Rheinsprung. Mit lauten oder auch nur vor sich hin gemurmelten Kommentaren und Sprüchen, sowie mit seinem berühmten «National Morgeblatt, lägg mer am Arsch...» zog er auf eigene Art und Weise dem historischen Gegenüber gleich. Und die Augen rollen konnte Edi Matter auch. Nachdem er am 7. Juni 1971 im Alter von siebzig Jahren den Dienst quittiert hatte, vermisste ihn jedermann rund um die Schifflände. Zum Ausklang desselben Jahres traf dann die Nachricht vom Tode Edi Matters ein. Die Stadt war um eine eigenwillige und allseits beliebte Figur ärmer geworden.

Damit sind wir – es lässt sich nicht vermeiden – beim Götz-Zitat angelangt. Die berüchtigte Einladung braucht keineswegs wörtlich genommen zu werden. Wie das Zurschaustellen der Zunge und des Gesässes kannte der alte Volksglaube im besagten Ausruf ein feind- und dämonenverscheuchendes Medium. So lesen wir bei Wackernagel über Johann Fischart: « ... boz elenfranzosen, es sols mir keiner balt fortun mit Huener und Gäns stälen, wann mir aine aus der Scheuren entfligt, so will ich euch all im ars lecken...»[87] Ähnlich antwortet im «Abenteuerlichen Simplicissimus» ein Bauer auf die Kunde, dass man ihm Schafe stehlen wollte: «So wollte ich, dass sie mich und meine Schafe müssten im Hintern lecken!»[88] Glaubte man in früherer Zeit einer Hexe oder gar dem Teufel zu begegnen, musste man den Kraftausdruck mehrere Male vor sich hinmurmeln.[89] Dass er auch Ausdruck des Erstaunens, ja sogar der Sympathie sein kann, mögen die folgenden schwäbischen Verszeilen des zitierten Heinz-Eugen Schramm, Vorstand der «Götz von Berlichingen Academie» in Tübingen, erläutern:

«Jetz leck mi am Arsch, dr Frieder!
Leabst du au noh? Lass me gaoh!
D' Welt ist kloi, do sieht mr's wieder!
Rendviech, alts! – Wia goht dr's au?»[90]

Der Umgang mit Kindern gewöhnt an mancherlei Modewörter. Wem klingen nicht «irr» und «lässig» in den Ohren – und immer wieder das langgezogene «Lääck!» Niemals ist es spöttisch oder verächtlich gemeint; es drückt im Gegenteil Verwunderung und Bewunderung aus.

Ob nun der Lällenkönig mit seiner langen Zunge höhnt, abschreckt oder zum «L.m.i.A.» auffordert – das herauszufinden, müssen wir seinen andächtigen Betrachtern überlassen.

Man könnte sich fragen, wann und wieso eigentlich gewöhnliche Sterbliche die Zunge herausstrecken. Wer hat nicht Bedauern mit dem Kleinkind, wenn es mit weit herausgestreckter Zunge etwas Ungeniessbares ausspeit, und wer schmunzelt nicht, wenn es seine eifrigen Zeichen-, Mal- oder Schreibversuche mit angestrengten Zungenverdrehungen begleitet. Bald wird es beobachten, dass man mit dem Zünglein an-

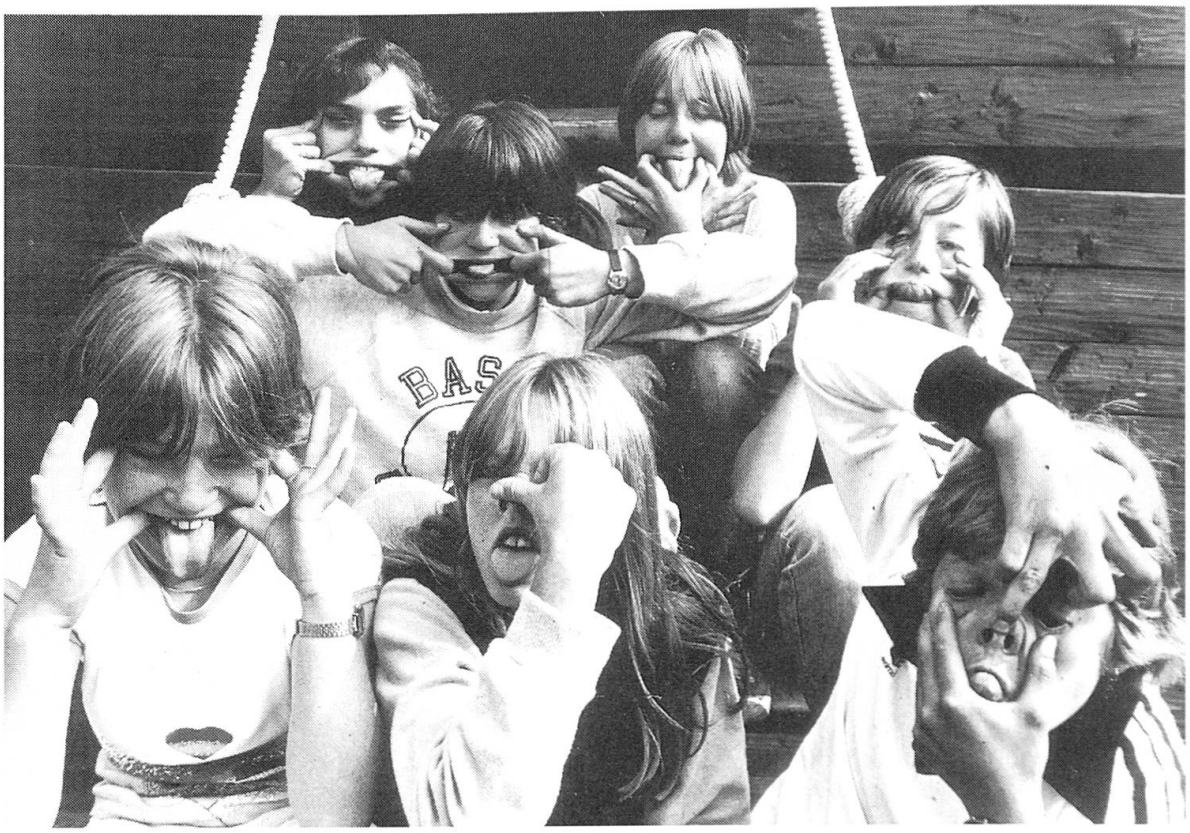

Abb. 54 Nicht nur die Surseer, auch Basler Kinder verstehen sich aufs «Zännen».

dere verspotten und beschimpfen kann, etwas, das man nicht tun darf, und das von den Grossen möglichst schnell wegerzogen wird – es sei denn, man sei ein Surseer Kind beim fasnächtlichen «Chäszännen», wo man fürs Grimassenschneiden noch prämiert wird (Abb. 54). Die andern können sich mit Ansteckknöpfen behelfen. Bei einigen Teenagern ist eine Art Marylin Monroe-Mund mit üppiger roter Zunge Trumpf, das Signet der «Rolling Stones». Dass dieses Symbol die besagte Gebärde ersetzen könnte, ist den wenigsten bewusst, nicht einmal den Knopf-Verkäufern.

Die Erwachsenen, die gelernt haben, ihre Zunge zur rechten Zeit zu hüten, um sie nicht zu verbrennen, die sich eher die Zunge abbeissen, als gewisse Sätze hervorzubringen, strecken die Zunge nicht mehr so leicht heraus. Vielleicht, um die trockenen Lippen anzufeuchten oder Bierschaum, einen Tabakkrümel wegzuwischen. Zuweilen ist das Hervorblitzen einer mehr oder weniger charmanten Zungenspitze ein Zeichen von Vorsicht oder Unsicherheit, Ausdruck gespannter Erwartung, auch Überraschung und Entwaffnung. Vor einem reichen Party-Buffet mag manche flinke Zunge die Gelüste ihres Besitzers oder ihrer Besitzerin verraten. Tausendfach begegnen einander an heissen Sommertagen Menschen, mit verträumten, halb geschlossenen Augen an irgend einer Glace saugend, schleckend, lutschend. Psychologen sehen mehr als nur hitzebedingte Lustbefriedigung darin; aber lassen wir das. Unser Stadtpoet

Theobald Baerwart verwendete im Gedicht «Der Moggedaig» noch den Mundartausdruck «lullen» für den Genuss dieses klebrigen Zeugs:

Fir fimf Santim het me kenne
Vo däm Daig e Stiggli ha
Und isch zerscht dermit go dräggle
Und dernoh go lulle dra.

Jetzt aber wieder zurück zu unserem Lällenkönig und zu dem, was Etymologen über seinen Namen sagen.

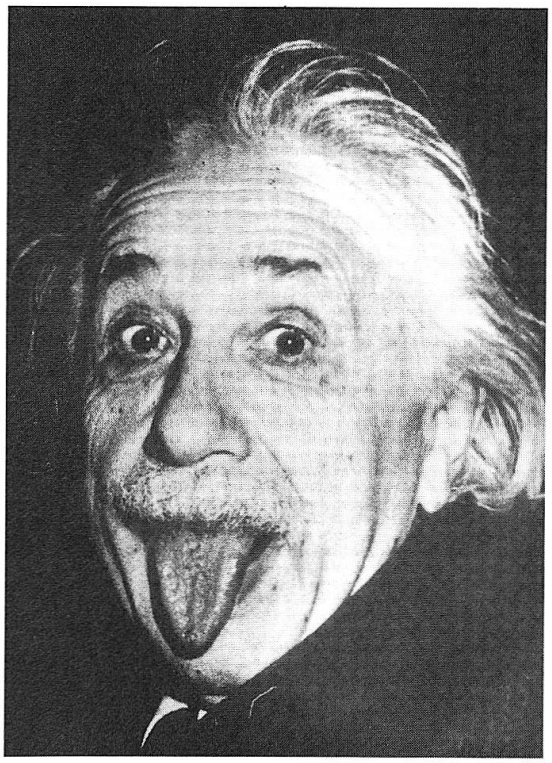

Abb. 55 No comment